



Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de

JEAN-PAUL DIDIERLAURENT

Der unerhörte
Wunsch des
Monsieur
Dinsky

Roman

Aus dem Französischen von
Sina de Malafosse

dtv

Von Jean-Paul Didierlaurent
sind bei dtv außerdem erschienen:
Die Sehnsucht des Vorlesers (21676)
Macadam oder Das Mädchen von Nr. 12 (26145)



Deutsche Erstausgabe 2017
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
© 2016 Éditions Au diable vauvert, Vauvert
Titel der französischen Originalausgabe:
›Le reste de leur vie‹
© 2017 der deutschsprachigen Ausgabe:
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Umschlaggestaltung und -illustration:
Katharina Netolitzky/dtv
Satz: Bernd Schumacher, Friedberg
Gesetzt aus der Bulmer
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-26162-3

Für Sabine, Marine und Bastien, meine drei Sonnen

*Für meine Mutter, zum Dank für die
tägliche Lektion fürs Leben*

*Es schien, als ob der Leib, von ungewissem Hauch
geblüht, vielfältig sich vermehrend lebte.*

Charles Baudelaire, Ein Aas



Manelle war gereizt, wie jedes Mal, kaum dass sie über die Schwelle von Marcel Mauvigniers Wohnung trat. Der Kerl schaffte es doch jeden Tag aufs Neue, sie auf die Palme zu bringen.

»Sie denken daran, meinen Topf ordentlich zu leeren, Mademoiselle.«

So empfing er sie jedes Mal. Kein »Guten Tag«, nie ein Wort des Willkommens. Nein, nur diese schroffe Ermahnung von seinem Wohnzimmersessel aus, in dem er von morgens bis abends festsaß: »Sie denken daran, meinen Topf ordentlich zu leeren, Mademoiselle.« Womit er ihr unterschwellig unterstellte, dass sie seinen Topf normalerweise nicht ordentlich leerte. Dabei dachte Manelle an nichts anderes, wenn sie hierherkam, nur an diesen mit blasslila Blumen verzierten Emailtopf, den sie jeden Morgen vom Schlafzimmer zur Toilette bringen musste, um den

Inhalt – das Ergebnis einer Nacht mit prostatistischen Störungen – in die Kloschüssel zu kippen.

Marcel Mauvignier war fast dreiundachtzig Jahre alt, seit Kurzem Witwer und hatte Anrecht auf vier Stunden Haushaltshilfe pro Woche, verteilt auf fünf Besuche von jeweils achtundvierzig Minuten von Montag bis Freitag. Besuche, während derer Manelle neben dem Leeren von Monsieurs Nachttopf unzählige weitere Aufgaben bewältigen musste, darunter staubsaugen, bügeln, das Bett machen und Gemüse schälen, und das alles unter dem misstrauischen Blick dieses alten Fieslings, der immer versuchte, ein wenig mehr für sein Geld zu bekommen.

»Ich habe eine Liste für Sie erstellt«, sagte der Alte süffisant.

Jeden Morgen wartete auf der Wachstuchdecke des Küchentischs ein kariertes Blatt Papier auf die junge Frau. Darauf standen die Aufgaben für den Tag. Manelle zog ihren blassgrünen Kittel an und überflog die Zeilen in Marcel Mauvigniers enger Schrift, der Schrift eines Knauserers, die nicht über die Linien trat. Sparsam geformte Worte.

Nachttopf leeren

Wäsche aufhängen

Weißwäsche waschen

Bett machen (Kissenbezüge wechseln)

Ficus im Esszimmer gießen

Küche + Flur fegen
Post holen

Bei dem Spiel »Wie-beschäftige-ich-meine-Haushaltshilfe-eine-Dreiviertelstunde« war Marcel Mauvignier, ehemaliger Besitzer eines Elektrowarengeschäfts, inzwischen Meister. Manelle fragte sich regelmäßig, warum es für »Lakai« keine weibliche Form gab.

Sie schaute noch einmal auf die Anweisungen und versuchte zu erraten, wo das Scheusal heute den Fünzfizeuroschein versteckt hatte. Sie wettete auf den Ficus.

Der Geldschein war Manelles täglicher Gral geworden. Ihn zu finden war für sie eine Herausforderung und gab den kommenden achtundvierzig Minuten eine gewisse Würze.

Ein Jahr zuvor, als sie den Schein zum ersten Mal auf dem Nachttisch entdeckt hatte und gerade danach greifen wollte, hielt sie mitten in der Bewegung inne. Dieser Fünzfizeuroschein, der glatt gestrichen und gut sichtbar vor ihr mitten auf dem Deckchen lag, roch förmlich nach Inszenierung. Marcel Mauvignier war keiner, der Geld einfach so herumliegen ließ. Und schon gar nicht einen solch hohen Betrag.

Ein paar Sekunden lang dachte Manelle an all das, was sie mit einer solchen Summe würde anstellen können. Restaurant- und Kinobesuche, Klamotten, Bücher blitzten in ihrem Kopf auf. Auch ganz konkrete Wünsche, wie das Paar knallroter Sandalen, das sie am Vortag im Schaufenster von

San Marina gesehen hatte und das auf 49,90 Euro reduziert war, schienen für einen Moment in greifbare Nähe zu rücken. Doch schließlich entschied sie, den Geldschein zu ignorieren, machte das Bett und verließ das Zimmer, ohne einen weiteren Blick auf die fünfzig Euro zu werfen, die sie vom Spitzendeckchen aus zu verspotten schienen.

An jenem Vormittag riss sich Marcel Mauvignier prompt vom Fernseher los und steckte seine Nase in die Küche.

»Alles gut bei Ihnen?«, erkundigte sich der Alte, während sie den Berichtsbogen ausfüllte. Bis zu diesem Tag hatte sich der Alte noch nie um ihr Wohlbefinden gekümmert.

»Ja, alles gut.«

»Keine Probleme?«, fügte er hinterhältig hinzu, während er schon ins Schlafzimmer eilte.

»Sollte es welche geben?«, rief sie ihm nur spitz hinterher.

Seine verdatterte Miene, als er wieder in die Küche kam, war für Manelle eine große Genugtuung. Alles schien ihm aus dem Gesicht zu fallen. Ein Anblick, der in ihren Augen viel mehr wert war als schäbige fünfzig Euro.

Seitdem wechselte der Schein mit der Registrierungsnummer U18190763573 – Manelle hatte die Nummer eines Tages notiert, um zu überprüfen, ob es sich wirklich immer um denselben handelte – in Mauvigniers Wohnung von einer Ecke in die andere. Es schien für den alten Mann

zum Lebensinhalt geworden zu sein, Manelle Tag für Tag der Versuchung auszusetzen.

Wenig später waren die Kameras aufgetaucht. Ein regelrechtes Netz aus Mikrokameras, die so geschickt verteilt waren, dass sie die gesamten hundertzehn Quadratmeter der Wohnung abdeckten: eine in der Küche, eine im Schlafzimmer, eine, die die ganze Länge des Flurs ins Visier nahm, eine im Bad und die letzte im Wohnzimmer. Fünf schwarze, kalte Augen, denen nichts von dem, was sie tat, entging.

Einmal hatte sie das alte Ekel sogar dabei überrascht, wie er die Aufnahmen vom Vortag ansah. Sooft sie die Gelegenheit hatte, raubte Manelle den Miniaturzyklopen seither die Sicht. Ein zufällig verschobener Gegenstand, der ins Bild rückte, oder noch öfter ein ungeschickter Schubs mit dem Staubtuch, der die Kameras zum Boden oder zur Decke ausrichtete.

So hatte sie den Spieß umgedreht, und der Alte, der seine Altenpflegerin unbedingt beim Stehlen erwischen wollte, wurde zum Getriebenen. Nicht ein einziges Mal hatte Manelle eine Anspielung auf den wandernden Geldschein gemacht, was Mauvignier nicht nur wunderte, sondern aufs Höchste verärgerte. Zwar geriet sie mehrmals in Versuchung, den Geldschein anders hinzulegen oder ihn zusammenzufalten, um dem verrückten Alten deutlich zu zeigen, dass sie auf sein Spielchen nicht hereinfliege, aber letztlich wusste sie, dass das vollständige Ignorieren des

Scheins der beste Weg war, ihn zu provozieren. Und so wartete jeden Tag der Fünfziger auf sie, mal auf dem Wohnzimmerteppich, mal auf dem Deckel der Waschmaschine, auf dem Kühlschrank, zwischen zwei Bücher geklemmt, neben dem Telefon, im Schuhschrank, auf einem Stapel Handtücher im Badezimmerschrank, im Fruchtkorb, zwischen die Post geschoben ...

Oder, so wie heute, neben dem zu gießenden Ficus: Der Schein war halb unter den tönernen Pflanzentopf geschoben.

Als Manelle zum Schluss die Post vom Briefkasten heraufholte, kam ihr unvermutet der Gedanke, was wohl wäre, wenn Marcel Mauvignier seines Spielchens eines Tages überdrüssig würde und er den Geldschein endgültig wieder in seinem Portemonnaie verschwinden ließe. Denn inzwischen hatte sie wirklich Gefallen an diesem Fünfziger gefunden, der ihren Aufgaben im Haushalt den Anstrich einer Schnitzeljagd oder einer Schatzsuche gab.

Um genau 9:48 Uhr zog sie nach getaner Arbeit ihren Kittel aus und unterschrieb das Berichtsformular. Sie wusste, dass Marcel Mauvignier im gleichen Moment seine Uhr aus der Tasche seiner Strickjacke zog, um sich zu vergewissern, dass die achtundvierzig Minuten, die ihm zustanden, peinlich genau eingehalten worden waren.

Nachdem er wie jeden Morgen drei Scheiben Toast mit Butter und Brombeerkonfitüre – die einzige, die er mochte – gegessen und dazu Milchkaffee getrunken hatte, stellte Ambroise das Geschirr in die Spüle, wischte mit dem Küchenschwamm flüchtig die Krümel von der Wachtuchdecke und ging mit leisen Schritten durch den langen Wohnungsflur zum Bad. Auf halbem Weg blieb er wie immer stehen, um für einen kurzen Moment sein Ohr an Beths Tür zu legen, die das Schnarchen der alten Frau kaum dämpfte. Er liebte es, den tiefen Tönen zu lauschen; dem Klang ruhiger Meereswogen zu ihm, gefolgt vom Knistern der Kiesel. Einatmen, Ausatmen. Das Kommen und Gehen der Wellen am Strand.

Beruhigt ging Ambroise bis zum Ende des Flurs und schlüpfte lautlos in das Bad direkt neben seinem Zimmer. Die Neonleuchte blinkte wie immer erst zweimal kurz auf, bevor sie den schmalen Raum in kaltes Licht tauchte.

Über der alten Badewanne mit Klauenfüßen lag ein großes Brett aus Sperrholz. Ambroise freute sich jeden Morgen aufs Neue, wenn er vor dieser behelfsmäßigen Arbeitsplatte stand. Fein säuberlich aufgereiht lagen dort seine Instrumente auf einem Handtuch, und ihre Chromoberflächen glänzten im harten Neonlicht. Ambroise konnte sich an den funkelnden Reflexen auf dem rostfreien Stahl nicht sattsehen. Jener Moment, in dem er sich mit ihnen allein in diesem winzigen, überheizten und nach Reinigungsmittel riechenden Raum befand, versetzte ihn Tag für Tag in Entzücken.

Leise vor sich hin murmelnd ging er die Liste durch, während sein Blick von rechts nach links über das Handtuch schweifte. Skalpell, Aneurysma-Haken, Separator, Tuch- und Gefäßklemmen, Dauphin-Schere, gebogene Schere, halb gebogene, gebogene und geschlängelte Nadeln, Sonden, Nasenpinzette, hämostatische Klemme, Spreizinstrumente, biegsame und feste Spachtel. Das in seinen Augen schönste Instrument war jedoch der Trokar. Der etwa fünfzig Zentimeter lange Tubus lag angenehm in der Hand, wenn er dessen wie ein Stift geformte Spitze sorgfältig mit Hilfe einer winzigen Flaschenbürste reinigte.

Neben der Badewanne standen zwei große Arztkoffer aus Leder, deren geöffnete Klappen einen Einblick in die dunkle Leere boten. Ambroise griff nach dem weichen Lederlappen, der über dem Waschbecken hing, und

polierte ein Instrument nach dem anderen, bis auch die letzten Wasserflecken verschwunden waren. Das Tuch glitt sanft über die Pinzetten, streichelte die Klingen, brachte die Griffe auf Hochglanz. Eines nach dem anderen legte er seine Werkzeuge in ihre Etuis zurück und verstaute sie dann gewissenhaft im Koffer.

Nachdem er das Handtuch in den Wäschekorb geworfen hatte, schloss Ambroise die beiden Koffer und trug sie hinüber in sein Zimmer.

Genau in diesem Moment vibrierte das Handy auf dem Nachttisch. Ambroise räusperte sich und drückte auf die grüne Taste.

Monsieur Bourdin nannte seinen Namen grundsätzlich nicht, an seinem gewohnt kühl-distanzierten Ton erkannte ihn Ambroise aber sofort. In den vier Jahren, die er nun schon für »Roland Bourdin & Söhne« arbeitete, hatte ihre Beziehung sich keinen Deut verändert und war stets rein beruflich geblieben.

Mit seinen groben Gesichtszügen, der kränklichen Blässe, einem spärlichen Bart über den Lippen, die so schmal und verkniffen waren, dass sein Mund wie eine bläuliche Narbe wirkte, gehörte sein Chef zu den Menschen, die so aussahen, wie sie klangen. Da sich seine Nachkommenschaft auf eine Tochter beschränkte, hatte der Zusatz »& Söhne« hinter seinem Namen nur den Zweck, seinem Unternehmen einen Anstrich von generationsübergreifen-

der Seriosität zu verleihen, die den Kunden Vertrauen einflößen sollte.

Monsieur Bourdin rief Ambroise für den ersten Auftrag des Tages an. Seiner Gewohnheit entsprechend und auf jegliche sprachliche Ausschweifungen verzichtend, gab sein Chef die Informationen in einer von ihm selbst festgelegten Reihenfolge durch, von der er niemals abwich: Name des Kunden, Geschlecht, Alter und Adresse des Einsatzortes.

»Hausnummer hab ich nicht notiert, aber Ehefrau zufolge gelbes Haus«, fügte er lakonisch hinzu, bevor er auflegte.

Genauso geizig mit Artikeln wie mit Höflichkeitsfloskeln, dachte Ambroise wieder einmal, während er die Angaben in seinem iPhone speicherte.

Danach ging er leise in das zweite Badezimmer, das Beth und er sich teilten, putzte sich die Zähne, bändigte seinen schwarzen Wuschelkopf mit Gel, rasierte sich und klatschte Aftershave auf die Wangen.

Der elegante, frisch gebügelte Anzug wartete auf einem Kleiderbügel im Schrank auf ihn. Weißes Hemd, dunkelgraue Krawatte, schwarzes Jackett, schwarze Hose. Seine tatsächliche Arbeitskleidung, die die Leute nie zu Gesicht bekamen, würde er erst später wie eine zweite Haut über seine sechsundsiebzig Kilo ziehen, denn zuerst galt es, einen seriösen Eindruck zu vermitteln. Und niemanden zu erschrecken. So unauffällig zu sein wie möglich. Wie ein

Geist. Ein Geist in Anzug und Krawatte, der in der Erinnerung nicht mehr als ein vorbeihuschender Schatten sein durfte.

Zufrieden mit dem Anblick, der sich ihm im Spiegel bot, ging Ambroise mit den beiden wertvollen Arztkoffern zur Wohnungstür. Ein Reisender, der in ein fernes Land aufbricht, dachte er kurz mit einem Lächeln, das noch breiter wurde, als er im Flur Beth stehen sah. Zu jeder Uhrzeit und trotz seiner Bemühungen, so leise wie möglich zu sein, traf er beim Verlassen ihrer Wohnung stets auf die alte Frau mit ihrem strahlenden Gesicht.

Er beugte seine ein Meter achtzig zu seiner Großmutter hinunter, damit sie ihm den täglichen Kuss auf die Stirn drücken und ein »Na, denn mal los« ins Ohr flüstern konnte, das jedes Mal wie ein Segensspruch klang.

Mehr brauchte es auch nicht.

Denn die paar Worte enthielten alle Zärtlichkeit dieser Welt.



Fabrice Luchinis überdrehte Stimme hallte im Wagen wider.

»Am Kreisel die dritte Ausfahrt nehmen, dann rechts halten.«

Ambroise schrak auf. Er war immer noch nicht dazu gekommen, die Stimme seines Navigationsgeräts zu ändern. »Sie haben in diesem technologischen Wunderwerk eine umfassende Reihe von Stimmen zur Verfügung«, hatte der Verkäufer bei Renault stolz verkündet, als er das brandneue Dienstfahrzeug abgeholt hatte. »Von Carole Bouquet, Jean Gabin über Louis de Funès, Bourvil, Mitterrand, De Gaulle bis hin zu Brigitte Bardot und noch einige andere.« Die Vorstellung, dass De Gaulle ihn anwies, links abzubiegen, oder Mitterrand ihm sagte, er solle sich rechts halten, hatte Ambroise amüsiert, jetzt nahm er sich aber vor, Luchini bei der ersten Gelegenheit durch Carole Bouquet zu ersetzen.

Für die Neuanschaffung hatte sein Chef eine weiße

Lackierung gewählt. »Ihr seid Handwerker, nicht mehr und nicht weniger«, belehrte Bourdin Tag für Tag seine Angestellten. »Okay, ihr werket am menschlichen Körper herum, aber dennoch seid ihr wie alle anderen Handwerker. Und Handwerker haben nun einmal weiße Autos!«

Ambroise war es unangenehm, bei Kunden mit der gleichen Art Lieferwagen vorzufahren wie Anstreicher, Klempner oder Elektriker. Er hätte sich eine noblere Farbe gewünscht, zum Beispiel das Grau, das der Chef den Fahrzeugen für die Zeremonie zugedacht hatte, eine Farbe, die Neutralität, Zurückhaltung und Effizienz zugleich vermittelte. Stattdessen musste er sich mit einer Lackierung zufriedengeben, die keine war, nur weil Monsieur Bourdin die vierhundert Euro für die Metallic-Variante sparen wollte.

»In zweihundert Metern rechts abbiegen, dann haben Sie Ihr Ziel erreicht«, meldete sich Fabrice erneut zu Wort.

Die Straße entlang reihten sich zu beiden Seiten identische Einfamilienhäuser. Ambroise betrachtete zweifelnd die geklonten Häuschen mit gleicher Garage und gleicher winziger Terrasse, den gleichen Balkonen, den gleichen anthrazitfarbenen Schieferdächern und dem gleichen Hund davor, das Ganze von einer identisch geschnittenen Thujahecke umgeben.

Zu seinem Pech waren die Häuser auch noch in einer unendlichen Variation von Gelb gestrichen: Heu, Sonne, Zitrone, Kanarienvogel, Mais, Ginster, Senf.